

Deutsche Schillerstiftung von 1859

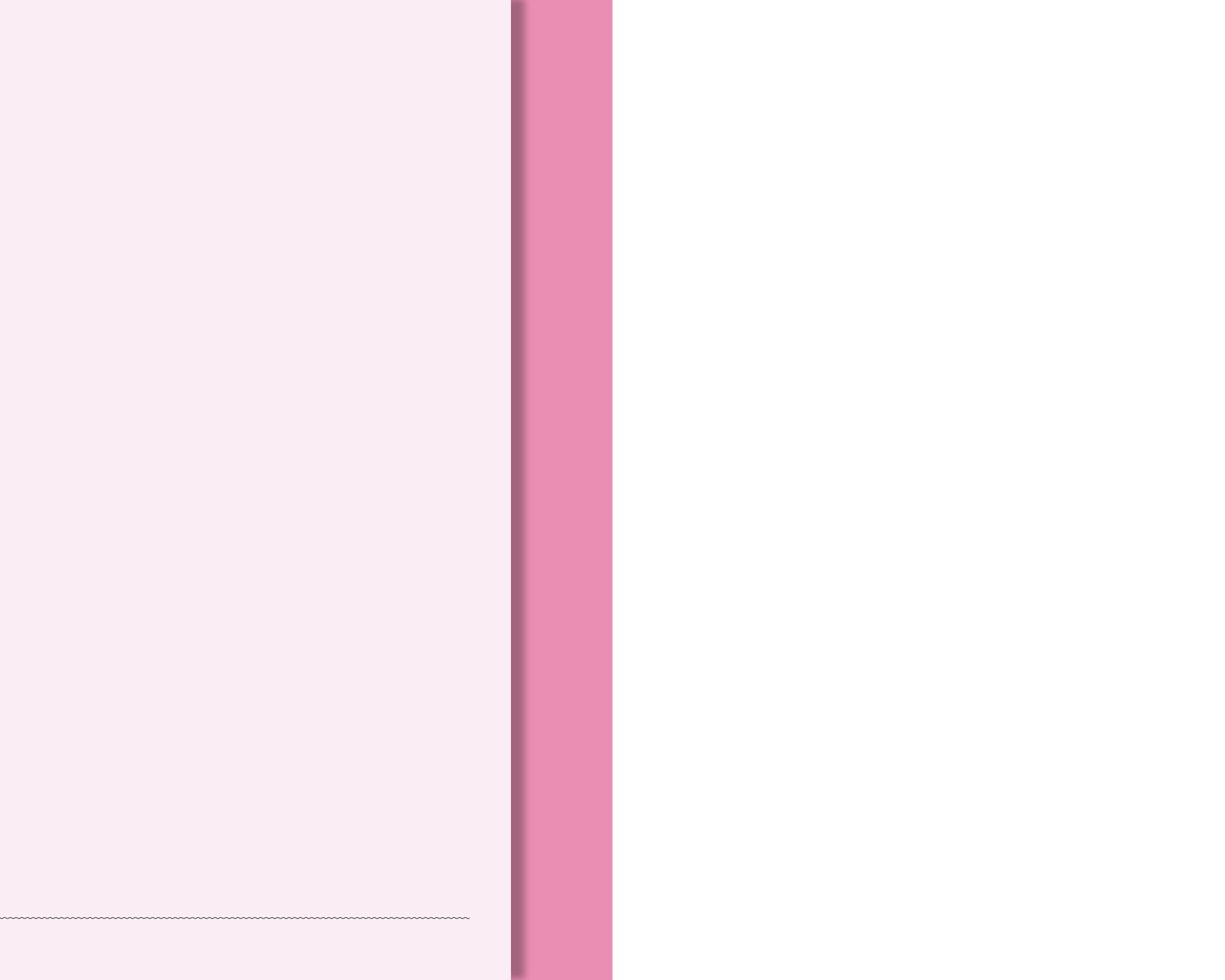


VERLEIHUNG DER  
EHRENGABEN



2022 & 2023





## INHALTSVERZEICHNIS

2022

Verleihung der Ehrengaben der

DEUTSCHEN SCHILLERSTIFTUNG VON 1859  
an Kerstin Becker

LAUDATIO	Hubert Spiegel	~~~~~	4
TEXT	Kerstin Becker		
	Aus: Das gesamte hungrige Dunkel ringsum (2022)	~~~	10

2023

Verleihung der Ehrengaben der

DEUTSCHEN SCHILLERSTIFTUNG VON 1859  
an Aras Ören

LAUDATIO	Dinçer Güçyeter	~~~~~	18
DANKESREDE	Aras Ören	~~~~~	24

ANKE BENNHOLDT-THOMSEN-STIFTUNG  
an Nancy Hüniger

LAUDATIO	Daniela Danz	~~~~~	26
DANKESREDE	Nancy Hüniger	~~~~~	32

2022

---

Verleihung der Ehrengabe der  
DEUTSCHEN SCHILLERSTIFTUNG VON 1859  
an Kerstin Becker

---

# LAUDATIO

auf

KERSTIN BECKER

---

---

HUBERT SPIEGEL

---

Meine sehr geehrten Damen und Herren,  
sehr verehrte Kerstin Becker,

»Wie macht man dem Menschen-Thiere ein Gedächtniss? Wie prägt man diesem theils stumpfen, theils faseligen Augenblicks-Verstande, dieser leibhaften Vergesslichkeit Etwas so ein, dass es gegenwärtig bleibt?«

Es war Friedrich Nietzsche, der diese Fragen stellte, und zwar in seiner 1887 erschienen Abhandlung *Zur Genealogie der Moral*. Zehn Jahre später brachte seine Schwester den kranken Philosophen hierher, nach Weimar, wo er starb, als ein neues Jahrhundert angebrochen war. Das Wort »Menschenthier«, das Nietzsche hier gebraucht hat, müsste Kerstin Becker eigentlich gefallen. Allerdings würde sie es wohl ganz anders verstehen als Nietzsche, wohl eher in dem Sinne, dass der Mensch im Grunde nichts anderes als ein Tier unter Tieren ist, ein Mitgeschöpf, allerdings ein spezielles.

Und auch Nietzsches Frage nach dem Gedächtnis dieses Menschenthieres dürfte Kerstin Becker bereits beschäftigt haben, denn Lyrik hat ja nicht wenig mit dem Gedächtnis zu tun, mit Erinnerungen und Erfahrungen, die im Gedicht festgehalten werden, kondensiert und evoziert, aber auch gedeutet und verfremdet, damit etwas Neues entsteht, das es so vorher nicht gegeben hat. Vielleicht, so Nietzsche weiter, sei »nichts furchtbarer und unheimlicher an der ganzen Vorgeschichte des Menschen, als seine Mnemotechnik«.

Die Lyrik ist eines der Mittel, derer sich die Mnemotechnik bedient, und zwar das Schönste. Wir können uns Gedichte in der Regel weitaus besser merken als Prosatexte. Reim und Rhythmus helfen uns dabei, ebenso wie Alliterationen, Assonanzen oder Vokalfolgen. Nehmen wir nur das »Tri tra-trulla la« des Kasperltheaters. Einmal gehört, nie wieder vergessen. Bei Kerstin Becker

---

Kerstin Becker wurde 1969 in Frankenberg geboren und lebt jetzt mit ihrer Familie in Dresden. Seit 2001 ist sie freiberufliche Autorin von Lyrik und Kinderbücher und ist auch als Lektorin tätig. Ihre Gedichte wurden in mehreren Sprachen übertragen, u.a. Tschechisch, Serbisch, Ungarisch, Arabisch und Mazedonisch. 2001 erhielt sie zusammen mit Anja Kampmann den zweiten Preis des Poetenladen-Debütwettbewerbs, nach Erscheinen ihrer Gedichtsammlung *Fasernackte Verse* (2012) erhielt sie 2013 den 2. Preis des Irseer Pegasus sowie 2014 den 2. Preis des Lyrikpreises München. Im gleichen Jahr wurde sie Finalistin des Lyrikpreises Meran sowie des Dresdner Lyrikpreises. Ihr Gedichtband *Biestmilch* (2016) wurde 2016 zum Gedichtband des Jahres im Literaturhaus Berlin gekürt. Zuletzt erschien 2022 ihre Lyriksammlung *Das gesamte hungrige Dunkel ringsum*.

wird daraus: »Augenringe Wirbelringe tri tra Traumata«. So steht es in einem Gedicht, dem sie den Titel *Schaden* gegeben hat. Von Sachschäden ist hier nicht die Rede. Die Schäden, um die es Kerstin Becker geht, gleichen Verletzungen, Wunden. Dass sie schmerzhaft sind, daran lässt sie keinen Zweifel.

Noch einmal Nietzsche: »Man brennt Etwas ein, damit es im Gedächtniss bleibt: nur was nicht aufhört, we h z u t h u n, bleibt im Gedächtniss«. Viele Gedichte Kerstin Beckers scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Sie handeln von versehrten und verbrauchten Körpern und Seelen, verkapselt, wortlos in sich eingeschlossen: »wenn wir nur einmal aus uns selber schlüpfen könnten!«, wie es in dem Gedicht *Kreise* heißt. Noch trostloser endet ein anderes Gedicht: »Wir tun / als könnten wir normale Menschen sein / und mischen uns unter die Lebenden«.

In manchen Gedichten Kerstin Beckers werden Kinder geschlagen, stumpfen Empfindungen ab, macht sich Verzweiflung breit bis zur Fühllosigkeit. Oft herrscht Dunkelheit, es ist Nacht. Winterlandschaften entstehen vor unserem inneren Auge. Der Wald, oft auch ein Trostspender in Kerstin Beckers Gedichten, der Wald in seinem »Chlorophyllgeschmeide«, ist kahl und geschunden. Äste, morsch geworden und abgebrochen, liegen herum wie abgetrennte Körperteile. Viele dieser Gedichte, vor allem in dem 2016 erschienenen Band *Biestmilch*, lesen sich wie Reminiszenzen aus einer untergegangenen agrarischen Welt, einer dörflichen Welt, für deren Härte Kerstin Becker kühle, klare Verse findet: »ein jeder spurt kein Lachen soll / bei Tisch die Bitterkeit bezwingen / sie wird mit unterkühlten Mienen / und Hieben in den Leib gestantzt«. So heißt es in dem Gedicht *Menschenschlag*.

Oft ist Kerstin Beckers Lyrik regional verwurzelt, manchmal tauchen Begriffe aus ihrer sächsischen Heimat auf, wie »Ränftek oder »Lorke«. Gern nimmt sie eine Kindheitsperspektive ein, dann kann der leere Milchtank, in den zwei Kinder kriechen, zu Kapitän Nemos legendärem Unterseeboot »Nautilus« werden. Nur dass darin nicht Orgelklänge zu hören sind, sondern die stickige Luft von »Euterdunst« erfüllt ist. Kerstin Beckers Lyrik ist sinnlich, weil sie mit allen Sinnen geschrieben wurde. Diese Gedichte funkeln, klingen, duften und manchmal müffeln sie auch – nach Euterdunst und Erde, nach Moder, Tod und Verwesung.

Der Vergangenheitsraum, der hier beschworen wird, gehört zum Teil zu einer anderen untergegangenen Welt namens DDR, die manchmal aufblitzt, und sei es nur mit einem einzigen Wort wie »Dederon«. So lautet die Bezeichnung für eine in der DDR weit

verbreitete Kunstfaser, aus der Kittel und Schürzen hergestellt wurden.

Kerstin Beckers Lyrik ist existentiell, sie ist erd- und naturverbunden, lakonisch, und zuweilen so hart, dass man denken könnte, sie sei ohne Mitleid. Aber das stimmt nicht, das Gegenteil ist der Fall. Diese Lyrik ist von Mitleid, Empathie und Empfindsamkeit durchzogen, aber nichts davon wird ausgestellt. Kitsch oder Gefühllichkeit liegen Kerstin Becker fern. Sie arbeitet mit anderen Mitteln. Der Rhythmus gehört dazu, Binnenreime, gelegentlich auch Märchenmotive oder der Verweis auf andere Lyriker, Johannes Bobrowski oder Edmund Mach etwa.

Man könnte von Dorflyrik sprechen oder von *nature writing*, aber auch von einer Lyrik, die nah an der Körpergeschichte operiert, jener historiographischen Disziplin, die danach fragt, wie soziale Strukturen, wie Werte und Normen, aber auch Technologien den menschlichen Körper prägen. Wer Kerstin Beckers Gedichte liest, für den bekommt das Wort »Körpergedächtnis« ein neues Gewicht.

Kerstin Beckers Lyrik spricht oft vom Körper, diese Lyrik ist existentiell und kreatürlich. Der Band *Das gesamte hungrige Dunkel ringsum* beginnt mit einem positiv verlaufenen Schwangerschaftstest und endet mit dem Tod einer Mutter. Aber der Zyklus des Lebens, wie Kerstin Becker ihn beschreibt, kennt viele Umwege und Abzweigungen. Kein Thema, keine Beobachtung, so scheint es, die nicht zu einem Gedicht gerinnen können.

Einige Beispiele: Ein Kind wird geboren. Ein Kalb wird geboren. Eine Mutter stirbt. Ein Karpfen stirbt in der Küche vor den Augen eines Kindes, das der Mutter beim Ausnehmen des Tieres zusieht. Was würde das Tier sagen, wenn es sprechen könnte? Was wären seine letzten Worte? Aber spricht es nicht gerade? Ein Mensch wacht auf. Was sieht er, bevor er die Augen aufschlägt, morgens, wenn die lange Nacht endlich vorüber ist?

tanzen gezackte heiße  
gleißend weiße Kreise  
unter unseren Lidern  
aus einem Hauch von Menschenhaut

Wunderschön, nicht wahr? – Das waren fünf Beispiele, fünf der Themen, die Kerstin Becker in ihren Gedichten verhandelt. Ihre Themen sind die Mysterien des Lebens, die tiefsten Mysterien ebenso wie die profansten. Dabei ist sie keineswegs eine Mystikerin. Sie beschwört Mysterien, aber sie entzaubert sie auch. Ihre Bilder

sind von archaischer Kraft, aber sie werden auch ironisch gebrochen. Ein Gedicht mit dem Titel *Chor* handelt nicht etwa von einem Chor der Erinnyen, sondern von Raumpflegerinnen. Humor ist ein Stichwort, das keineswegs unerwähnt werden bleiben darf, wenn von Kerstin Beckers Gedichten die Rede ist. Ihre Gedichtttitel wären übrigens eine eigene Laudatio wert. Sie lauten zum Beispiel: *Flaum, Duftsprache, Tanks, jäh, glimm, fremdschmecken, Welke, Spanne, rauschen, wildern, ufern* oder auch *Deut – Deut?* Manchmal horcht man dem Klang der Worte nach und fragt sich, woher sie kommen. In Grimms Wörterbuch stößt man unter dem Stichwort ›Deut‹ auf eine kleine Münze von geringem Wert und wenig später auf das wundersame Wort ›deutelar‹, wohl eine Wortschöpfung Martin Luthers.

Aber zum Schluss noch einmal zurück zum Anfang, zurück zu Nietzsche: »Es gieng niemals ohne Blut, Martern, Opfer ab, wenn der Mensch es nöthig hielt, sich ein Gedächtniss zu machen« – so heißt es in *Zur Genealogie der Moral*, in der Nietzsche den Schmerz als das mächtigste Hilfsmittel der Mnemotechnik bezeichnet hat. Kerstin Beckers Gedichte zeigen indes auf wunderbare Weise, dass die Mnemotechnik auch noch über ganz andere mächtige Hilfsmittel als den Schmerz verfügt, das Mitgefühl etwa oder den Klang und die Schönheit der Sprache. Wie oft werden die Leser von Kerstin Becker wohl beim Erwachen daran denken, dass es ein Hauch von Menschenhaut ist, aus dem sie sich gerade den Schlaf reiben? Sehr oft, denke ich.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und gratuliere Kerstin Becker sehr herzlich zur Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung von 1859.

# KERSTIN BECKER

## Zur Welt

unter Kabeln zwischen Nadeln  
und Pappmachénierenschalen  
und Anfeuerungsrufen von weit her  
im Zustand  
bevor Energie sich materialisiert  
lag ich und schrie  
in dieser Scham-Szenerie  
jenseits von Stil und Hochsprache  
in fremden desinfizierten Händen  
während galaktische Geisterteilchen  
unentwegt meinen Körper durchkreuzten  
Infusion ab Infusion an  
*nicht wegtreten dableiben pressen*  
*das wird schon*  
Frau  
spritzen schneiden  
in diesem Raum mit Stahltür  
kam mein Kleines mit Ursprung  
und Fell zur Welt

## Chor

unscheinbar ist unsre Art  
wir atmen feinsten Staub auf den Verwaltungsfluren  
Leuchtkörper springen an  
unsre Eimer unsre Augen unsre Lappen

wir wischen zwischen Aktenschränken schwitzen leis  
unsre Spuren bleiben eine Weile auf dem Kunststoff stehn  
als wärs ein Strand  
gingen wir barfuß irgendwo  
träumen wir oft

wir führen unsre Schrubber tadellos  
wir kratzen fest jagen Gelände ab  
wir überleben Schrunden jedes Klo  
wir finden Wege zu Containern blind  
unsre Anstrengung steigt auf

wir eilen fegen ernten Keim  
gebenedeit



### **Fütterung**

ich hab gegen Ende  
des letzten Jahrhunderts an einem Wintermorgen  
im dritten Stock eines Blocks eine Frau um die fünfzig gesehn,  
in einem glühlichtgefluteten Raum,  
    zwischen Bäcker und Fleischer,  
sie stand müde vom Bett auf, ich hielt inne und spannte,  
sie musste, ich wette, zur Arbeit, die körperlich war,  
zog ihr Nachthemd über den Kopf, die  
Achselhaare schwarz und dicht  
    und ihre schweren Brüste stillten,  
als sie mit hängenden Armen  
    noch einen Moment nackt am Fenster  
mit dem Gesicht zur Straße stand,  
das gesamte hungrige Dunkel ringsum.

### **Ausflug**

wir saugen auf der Aussichtsplattform  
Milch aus spitzen Kartons

wir sehn die steifen Riesenvögel gleißen  
mit Menschenpulks im Inneren verschwinden  
im Himmel

Turbinen schrilln dass unsre Ohren  
lange nachschmerzen

wir kralln die Augen im Silberglanz fest  
und schlucken die sämige Süße

Mutter Vater sehn in entgegengesetzte Richtungen  
und schweigen

nachts schweben wir stark von irgendwas angezogen  
zwei drei Zentimeter über den Matratzen  
und wälzen uns in der Luft

## **jäh**

wenn Äpfel auf den Wiesenhängen fallen  
und Blätter streicheln unsre Köpfe rascheln  
röten unsre Herzen nach und schlagen stark

wir rennen herum wie die Schweine  
zu Eichelmastzeiten im Wald dumpfes Grunzen  
und helles Quieken das hungrige Wühlen  
erfüllt noch die Luft im Traum und das Prasseln  
harter Früchte jäh riechende Luft

es schweben die gelben Blätter nach unten zurück  
ins Grab aus den Stämmen tropft goldenes Blut  
wie Wind unsre inneren Wilden entfacht  
entfacht er in Herbstes Neue Musik

und Eckern krachen unter den Füßen  
wir ändern wie Tiere nach Grundgefühl Reife  
Zuneigung Panik unsern Geruch

## **Wolke**

wir sitzen vor den Sammeltassen  
unsere Anverwandte rührt  
Zucker ins Schwarze und schlürft  
an der Wand Mohnblumen in Öl auf  
dem Boden der blutrote Malimo

sie hat den Muldentaler Dialekt  
sie schließt ihre kurzen Sätze mit Hey  
manchmal durchsticht ihre Hornhauthand das Gelee  
der Entfernung zwischen den Alten und Jungen  
und beklopft und streichelt uns grad wie  
das liebe Vieh

dann kehrt ihre hand zur Kobalrtasse zurück  
und wenn sie mit Kreuzschmerz die Stube verlässt  
schwebt ihre menschliche Wolke noch schwer  
um uns her

2023

---

Verleihung der Ehrengabe der  
DEUTSCHEN SCHILLERSTIFTUNG VON 1859  
an Aras Ören

---

# LAUDATIO

auf

ARAS ÖREN

---

---

Aras Ören wurde 1939 in Istanbul geboren und lebt seit 1969 in Berlin. Er arbeitete als Schauspieler und Dramaturg in Istanbul und in Deutschland. Ab 1974 wurde er Redakteur beim Sender Freies Berlin und war dort Mitgründer und Leiter der türkischen Redaktion. Mit seinem Poem *Was will Niyazi in der Naunynstraße?* (türkisch: *Niyazi'nin Naunyn Sokağında İşi Ne?*) gelang ihm im Jahr 1973 der Durchbruch. Dieses und zwei weitere Erzählgedichte, *Der Kurze Traum aus Kagithane* (1974) und *Die Fremde ist auch ein Haus* (1980), erschienen 2019 als »Berlin-Trilogie«. Zu seinem Werk gehören viele weitere Gedichtbände, u.a. *Deutschland. Ein türkisches Märchen* (1978) und *Mitten in der Odysee* (1980), sowie Romane und Erzählungen, u.a. *Bitte nix Polizei* (1981), *Sehnsucht nach Hollywood* (1999) und zuletzt der Roman *Kopfstand* (2014). Er schreibt in türkischer Sprache, und wirkt wesentlich an den Übersetzungen seiner Werke ins Deutsche mit. Schon 1969 wurde Aras Ören mit dem Theaterpreis, Istanbul geehrt. 1981 erhielt er die Ehrengabe der Bayrischen Akademie der Schönen Künste, 1985 den Adelbert-von-Chamisso-Preis und wenige Jahre später, 1988, erhielt er das Bundesverdienstkreuz. 1999 hatte er die Poetik-Dozentur der Universität Tübingen inne. 2012 wurde er Mitglied der Akademie der Künste, Berlin.

---

DINÇER GÜÇYETER

---

Eine Bosphorus-Brise aus dem Hinterhof, manchmal weht ein Wind, ein Wind weht und trägt den Samen auf eine andere Erdoberfläche. Manchmal nimmt die neue Erde ihn nicht auf, haltlos trocknet er aus. Manchmal passt er sich dem neuen Klima an, er keimt, findet ein neues Zuhause und ändert mit den Jahren das geographische Bild der neuen Fremde. Und manchmal verfliegt sich eine Möwe über die Wasser des Bosphorus, überfliegt viele Gegenwinde und landet auf einem Dachboden an der Spree. Beides ist möglich, wenn das Gedicht in einer Hülse oder zwischen den Federn verfangen mit auf diese Reise geht. Das Gedicht macht es immer, seit Jahrhunderten. Ende der Dreißiger im 20. Jahrhundert, eine Gesellschaft mit einem Riss. Das gescheiterte osmanische Reich, dessen orientierungslose Schlacke immer noch in Köpfen festsetzt, auf der anderen Seite die moderne türkische Republik, die in Großstädten einen frischen Wind wehen lässt, aber in Vororten, besonders in Dörfern im Osten seinen Elan vermissen lässt. In dieser Zeit kommt Aras Ören zur Welt. Eine Welt, die den Blick auf den Westen wirft, auf der Zunge aber einen eigenen Dialekt trägt. Dieser Riss wird ihn von seiner Geburt an in unterschiedlichsten Formen bis zum heutigen Tag begleiten. Mit 19 Jahren beteiligt er sich an einer Jugendtheatergruppe an der Universität und findet sich auf der Bühne wieder. Mit seinem Freund Vasif packt er Bücher in einen Koffer und kommt mit zehn Deutsche Mark Taschengeld in einem Kleinbus nach Deutschland. Das Ziel ist, das epische Theater, die Kunst Brechts zu erkunden. Zwei Deutsche Mark gibt er für eine Pfeife aus. Die zweite Reise nach Deutschland erfolgt 1969 und dieses Mal bleibt er. In beiden Ländern ist die Unruhe zu spüren. Die Türkei wird von einem neuen Putsch heimgesucht, in Deutschland gehen die Studierenden gegen die kapitalistische Ausbeutung auf die Straße. Aras Ören findet ein kleines Zimmer in Berlin Kreuzberg,

30 Quadratmeter über einer Schneiderwerkstatt, die Arbeitserlaubnis fehlt noch, er beginnt als Tagelöhner an Baustellen zu arbeiten. Morgens vor der Schicht gibt er seinen Pass ab und beginnt mit der Arbeit, nach Schichtende bekommt er vom Kassenmann den Pass und das Geld ausgehändigt. Was tun? So könnte man die Frage wie in einem Gedicht von Aras Ören stellen. Eine große Frage, aber der Mensch lernt mit der Zeit, auch auf große Fragen kleine Antworten zu geben. Während der Arbeit macht er sich Notizen, seine Beobachtungen in der neuen Welt, das Stöhnen und die Müdigkeit der neuen Europäer lässt ihn nicht Ruhe, was wird aus uns, was wird aus all diesen Menschen, fragt er sich, er weiß, sie werden nur als Arbeitskräfte geduldet. Die Dichtkunst hilft ihm, seine Gedanken zu ordnen, er lässt sich von den Minderwertigkeitskomplexen und Nostalgiegefühlen der Kollegen nicht anstecken, hütet sein Geheimnis, seine Literatur. Steht nicht nur als Arbeiter auf der Baustelle, auch als Dichter, als Zeitzeuge, der den Gesang einer neuen Epoche mit eigensinniger Interpretation verfolgen wird. Man sieht die Leute, die die Straßen und Häuser am neuen Ort gebaut haben, man lernt den Winkel der schläfrigen Fenster zu ermessen. Du riechst den Schimmelgeruch aus den Hinterhöfen, fragst dich, wie diese Mauern diesen beißenden Geruch aushalten. Auch Aras Ören hat seit seiner Ankunft immer wieder diese Frage gestellt, an sich, an die Gesellschaft und an das Gedicht. Ihm war bewusst, egal wie groß der Drang auch ist, sich der neuen Welt anzupassen, die Retter der Industrie und Wirtschaft ticken anders, die Wut, die Freude, überhaupt das ganze Nervensystem hat eine eigene Formatierung. Mit diesen Fragen hat er ein großes Standardwerk geschaffen, das heute noch die heranwachsende Generation prägt, den neuen Wanderern auf ihrem literarischen Weg neue Schilder stellt. Dieses große Werk ist heute auch im Archiv der Akademie der Künste zu finden. Viele von uns haben von ihm gelernt, wie die Sprachlosigkeit oder die gebrochene Sprache mit einem erarbeiteten Dialekt geschliffen werden kann. Und für viele von uns war er das Abbild des Widerspruchs. Ein Erfahrener, der auch unter unmöglichen Verhältnissen die Poesie wie eine aufrechte Rippe getragen hat. Denn vor dem Poeten Aras Ören bekam auch er im neuen Land wie Tausende von Einwanderern die Rolle des Fabrikarbeiters. Diese Menschen haben in ihren Koffern nicht nur zerknitterte Hemden, auch eine neue Kultur in das neue Land geschmuggelt. »Wenn du die Nase überall reinsteckst, erlebst du viele Überraschungen«, sagt er mir im Februar 2023 in seiner Berliner Wohnung. Als junger Mann wagt er neue Schritte, kommt in Kreuzberger Cafés mit

Künstlerinnen und Künstler zusammen. Das Treffen mit Johannes Schenk gibt dieser Reise eine ganz neue Richtung, er spürt den frischen Wind im Poem von Aras Ören. Tagsüber arbeitet Ören, nachts kommen die beiden zusammen, übersetzen gemeinsam die flirrenden Bilder des jungen Dichters ins Deutsche. Auf Fragen von Schenk fehlen Aras manchmal die richtigen Erklärungen, er steht auf, versucht ihm die Bedeutung der Worte, der Metaphern mit Mimik und Körpersprache klar zu machen, das kann er gut, die Jahre auf der Theaterbühne liegen noch nicht weit zurück. Das Poem *Was will Niyazi in der Naunynstraße* bekommt im Jahr 1973 des neugegründeten Rotbuch Verlags den Spitzentitel-Platz. Deutschland hört den neuen Klang in der Gesellschaft aus diesem Poem. Mehrere Auflagen folgen, über 40.000 verkaufte Exemplare. Für seine ersten Lesungen bekommt er 100 Deutsche Mark. Der junge Mann mit kräftigem Körperbau und wuchtigem Schnurrbart bewegt sich nun von den Baustellen Berlins in die Literaturhäuser Deutschlands. Ohne eine Spur des Selbstmitleids gab er verstummten Zungen eine Sprache, er ließ Niyazi zur Sprache kommen, den Kazim, die Putzfrauen, die Messerstecher, die Bauarbeiter ... Mit Ali saßen Tausende Arbeiterinnen und Arbeiter müde von Überstunden in der U-Bahn, mit ihm sehnten sich Tausende Fabrikarbeiter nach einer warmen Suppe, nach einem warmen Bett. Aras Ören wusste von Anfang an, dass sich die mächtigsten Geschichten an unsichtbaren Orten ereigneten, deshalb hat er seinen Blick nie von diesen Orten abgewendet. Dank diesem Gespür ist die Chronik der Arbeitergeneration, die von der Politik gerne hinter die Fassaden platziert wurde, entstanden. Eine Chronik, die als Zeitdokument von Hand zu Hand weitergegeben wurde, die Erinnerungen einer müden Gesellschaft wach hält. Beim Lesen von Aras Gedichten hört man heute noch die Kinderschreie aus den Hinterhöfen, das Prallen der Bälle gegen die Wände, sieht, wie die Kinder auf den Türschwellen sitzen und auf ihre Eltern warten, wie der Rotz aus ihren Nasen fließt. Friedrich Christian Delius schreibt 2022 in seinen Erinnerungen: »Aras Ören ist der beste türkisch sprechende deutsche Autor.« Heute, im Jahr 2023 tun sich Politik und Integrationsbeauftragte immer noch schwer, die Chronik der Arbeitermigration mit Empathie und Respekt zu verstehen. Was vor 50 Jahren im großen Spiegel mit Dichtung von Ören gezeigt wurde, führt bei einigen immer noch zu Irritation. Das Problem ist nicht der Spiegel, mehr der Blick, der gerne eine Tusche über die Tatsachen ziehen will. Allein der Blick in das Archiv der Akademie der Künste wäre schon ausreichend, um die Missverständnisse, Wunden, Enttäuschungen zu verstehen.

Um zu verstehen, in welchem Raum das Bild Deutschlands hängt. Diese Dichtung strömt immer noch wie die Wasser vom Bosphorus durch die Städte, durch die Bahnhofsviertel, durch die hohen Fassaden. Vielleicht wäre uns allen geholfen, ein paar Stunden zu Schweigen, um uns in der Dichtung Örens zu verlieren.

Geschätzter Aras Ören, danke für die Route, für die Begleitung, für mich und ich weiß, für viele junge Kolleginnen und Kollegen war es eine Ehre, mit Ihnen diesen Weg gehen zu dürfen.

## ARAS ÖREN

Sehr geehrte Vertreter der Schillerstiftung,  
sehr geehrtes Kuratorium,  
liebe Gäste,  
lieber Dinçer Güçyeter,

alles begann im Jahr 1959. Ich war Mitglied beim Jugendtheater der Universität Istanbul. 1960 erfolgte eine Einladung zum internationalen Studenten Theater Festival in Erlangen. Nicht in meinen kühnsten Träumen hätte ich damals erwartet, dass ich einmal hier in Weimar einen Preis erhalten würde, einen Preis, der den Namen eines großen deutschen Schriftstellers – Friedrich Schiller – trägt.

1962 erhielt ich eine Einladung vom Frankfurter Universitäts-theater Neue Bühne. Der Anfang der Studentenbewegung lag in der Luft. Ich nahm die Einladung an, in der Hoffnung, mich auf diese Weise Brecht annähern zu können. Brecht war zu diesem Zeitpunkt in Deutschland »in« und es gab aufregende Diskussionen. Das Theater sollte revolutioniert werden. Ich war freudig überrascht, denn so ein Festival mit all den revolutionären Thesen und Interpretationen waren neu für mich. Es gab viel zu lernen. Meine Defizite waren groß. Ich war erfasst von der neuen Zeit.

Im letzten Jahr durfte ich mit einem Vortrag Brechts 120. Geburtstag in Augustburg würdigen und feiern. Auch das hätte ich mir nicht träumen lassen.

Denn seit 1965 lebe ich zwar in Berlin, schreibe aber nach wie vor in Türkisch. Ich veröffentlichte zahlreiche Gedichte und Prosa, die ins Deutsche übersetzt wurden. Gerade deshalb grenzt es an ein

schönes Wunder, dass ich hier in meiner Wahlheimat als Schriftsteller mehr bekannt wurde als in der Türkei.

Natürlich freue ich mich über jeden Preis. Aber einen Preis in Schillers Namen – im Namen eines Revolutionärs – zu erhalten freut mich besonders. Es ist mir eine Ehre bis zum Lebensende. Vielleicht hatten wir ähnliche Träume. Wir träumten, was unsere Landsleute nicht zu träumen wagten und verwoben diese Träume in unsere Literatur.

Denn ohne Schillers Kampf für gesellschaftliche Veränderungen, gegen Privilegien, für Gleichstellung, würde ich vielleicht heute gar nicht hier sein. Und schon gar nicht wäre es möglich gewesen, eine Veränderungsbereitschaft von der deutschen Gesellschaft einzufordern.

Die Gesellschaft in diesem Land hat sich bewegt. Mühsam aber immerhin und vielleicht *heute* etwas zu massiv in die falsche Richtung. Dennoch: eine türkische Minderheit durfte nach Kämpfen Wurzeln in eine ihr fremden Kulturlandschaft und ihren Institutionen schlagen. Mittlerweile ist die Fremde auch ein Haus geworden. Ein Haus mit vielen unterschiedlichen Zimmern.

Ich wünsche mir Frieden in diesem Haus. Gegenseitiges Zuhören, Anteilnahme und Respekt.

Ja, davon träume ich.

Und wir wissen ja: Träume sind stärker als die Realität. Sie formen Realität. Ohne Träume gibt es weder Hoffnung noch Glück.

Ich danke der Schillerstiftung für diesen Preis. Ich fühle mich mehr geehrt, als sie vielleicht vermuten.

Denn dieser Preis ist gleichzeitig eine Anerkennung der Kultur und der Befindlichkeit einer Minderheit zu der ich gehöre und der ich versuche, eine Stimme zu geben.

Ich danke Ihnen.

---

Verleihung der Ehrengabe der  
ANKE BENNHOLDT-THOMSEN-STIFTUNG  
an Nancy Hüniger

---

# LAUDATIO

auf

NANCY HÜNGER

---

---

DANIELA DANZ

---

*Die Messer, die die Welt zerschneiden –  
Zu den Texten Nancy Hünigers*

Es gibt Momente, in denen mir die Bedeutsamkeit des literarischen Schreibens mehr als zweifelhaft erscheint. Was nützt es, Worte so zu arrangieren, dass sie durch eigenartige neue Paarungen einen Erkenntnisgewinn, und sei es auch nur einen kleinen generieren? Was nützt es, so viel Energie und Zeit aufzubringen, um etwas in der Differenziertheit zu sagen, die der Komplexität einer Sache gerecht wird. Was nützt es, genau zu sein während in der Zeit, die die Suche nach der Genauigkeit kostet, andere weitreichenden Entscheidungen und Fakten schaffen, unsere Welt ein wenig oder ein ganzes Stück schlechter zu machen. Für meine Kinder spielte in den letzten Jahren ein Jugendbuch von Janne Teller mit dem Titel *Nichts* und dem Untertitel *Was im Leben wichtig ist eine wichtige Rolle*. Darin klettert ein Schüler in einer dänischen Kleinstadt auf einen Baum und schreit seinen unten stehenden Mitschülerinnen und Mitschüler zu: »Nichts bedeutet etwas. Deshalb lohnt es sich nicht, irgendetwas zu tun.« Sie fühlen sich davon so provoziert, dass sie einen Berg aus Bedeutungen anhäufen, auf dem anfangs nur Dinge landen, die ihnen etwas bedeuten, später auch ein exhumierter kleiner Bruder, ein abgeschnittener Finger. Es tut ihnen weh und deswegen bedeutet es etwas. Ein großes Kunstmuseum findet die Sache enorm und bietet viel Geld und sie verkaufen den Berg aus Bedeutung. Was ist dann seine Bedeutung, wenn sie ihn verkaufen?

Ich habe die Geschichte in dieser Ausführlichkeit erzählt, weil ich weiß, dass sie mit dem Schreiben Nancy Hünigers zu tun hat. Die Messer, die die Welt zerschneiden, schneiden durch den Berg aus Bedeutung, über den Nancy Hüniger schreibt. Andere Autorinnen und Autoren haben das Glück, den Berg des Geschriebenen stolz

---

Die 1981 in Weimar geborene Lyrikerin Nancy Hüniger war lange in der Literatur- und Kulturszene in Thüringen aktiv, seit Oktober 2022 leitet sie das Studio Literatur und Theater der Universität Tübingen. Ihre erste Gedichtsammlung *Aus blassen Fasern Wirklichkeit* erschien 2006 und weitere Veröffentlichungen folgten – u.a. *Deshalb die Vögel*, *Instabile Texte* (2009), *Ein wenig Musik zum Abschied wäre trotzdem nett* (2017) und *4 Uhr kommt der Hund. Ein unglückliches Sprechen* (2020). Sie schreibt neben Lyrik und Kurzprosa auch Essays und ist außerdem als Herausgeberin tätig.



hinaufzusteigen und die Aussicht genießen zu können, Nancy Hüngrer weiß um die Vernichtungsarbeit der Messer und sie stellt sich dagegen, mit jedem Text neu, unter Einsatz all ihrer Mittel, denn das Unterfangen ist zu riskant, als dass man ihm mit Bewährtem beikommen könnte. Alle Mittel müssen sich immer neu bewähren und werden immer wieder darauf geprüft, ob sie für diesen neuen speziellen Fall noch taugen. Denn was etwas bedeutet, was bestehen kann, was trägt und worüber zu schreiben lohnt, ist für jeden Text neu zu erfinden, so kräftezehrend das auch sein mag. Und welche Kraft das kostet, kann man in *4 Uhr kommt der Hund* nachlesen, einem Buch, das um jedes Wort ringt, um darauf zu beharren, das dichterische Sprechen zwar Treibsand ist, aber uns auch das Verstehen an die Hand gibt, wie sich in Treibsand bestehen lässt. Nämlich, indem man nie tiefer als bis zur Hälfte untergehen kann, da die Dichte des menschlichen Körpers geringer ist. Wie die Dichte von Treibsand, so hindert auch die Dichte des »körnichten«, wie man im 18. Jahrhundert sagte, lyrischen Sprechens uns am Untergehen, denn inmitten der Beweglichkeit von Sprache angesichts einer hochbeweglichen Welt, schafft die Lyrik haltbare Stellen. Und Nancy Hüngrers Lyrik schafft geradezu ganze Sandbänke, auf denen sich die Turbulenzen der Strömungen überstehen lassen. Strömungen nämlich, Moden und geschlossene Sprachkreise sind ihre Sache nicht. Sie betrachtet sie von der Peripherie aus, keineswegs eine sichere Warte, aber eine, die ihr den Abstand gewährt, den es braucht, um einen Blick auf das weitere Umfeld zu wagen und den zentrifugalen Kräften des Literaturbetriebs zu entgehen:

[...] wo sonst,  
fragst du, liegen die ausgedichteten Städte so  
dicht einander verschlungen, verbunden als  
wanderte der besondere eine alle Tage hin  
mit gleitenden Schnüren, umwickelte er  
Stämme, das ganze Gehölz, knöchelaufwärts  
jede Biegung entlang, auf dass wir uns wortreich  
oder arm ewig daran aufhangelten mit nichts  
als diesen kleinmütigen Zitaten auf den Lippen,  
Wegzehrung und Trost, Zeichen unserer Herkunft,  
dass uns nichts mehr gelänge, sagst du,  
in diesen ausgeschriebenen Wäldern,  
drehst Stein um Stein endlich ein Geäder oder  
säuselndes Tier zu finden, von einem schlaflosen  
Ort träumst du, einer reizenden Gegend,

ich sage aber, sage hier, in diesen ausgedichteten  
Städten fängt alles noch einmal an, gestern nacht  
kamen mir die Wölfe zurück, roch ich im Zimmer  
das nässende Fell.

Ich kenne wenige Menschen, denen das Leben so wenig abgekauft hat wie Nancy Hüngrer, die sich so wenig eingerichtet haben in einer Bequemlichkeit, die es auch für Autorinnen und Autoren, auch für Lyrikerinnen und Lyriker gibt, auch wenn sie ungern darüber sprechen und auch die Freude der Leserinnen und Leser über mehr vom Bewährten den Wunsch nach Wagnis überwiegt. Jedes Buch von Nancy Hüngrer, ob Prosa oder Lyrik, jeder einzelne Text ist eine Überraschung. Über dem schildlosen Mut ihrer Texte, mit denen sie im Bewusstsein der eigenen Fragilität tapfer in das Innere der menschlichen Seele hinabsteigt und was sie vorfindet heraus schürft, liegt der Trost der Worte, die sie findet. Und diese Worte sind immer an der Körpertemperatur der Gegenwart gewärmt und unter Herzschlag gehärtet, hier ein Ausschnitt von zwei nicht zusammenhängenden Strophen eines Gedichts aus dem Band *Ein wenig Musik zum Abschied wäre trotzdem nett*:

meine fünf ungeborenen Töchter schenkten mir zum 1. Mai  
ein unendliches Alphabet ohne Gebrauchsanweisung  
werkelten sie mir einen Weltempfänger ins Herz und  
belebten mich fünf Mal wieder und wieder schlossen sie mich  
illegal an Autobatterien bis die Frequenzen unisono rauschten  
legten sie ihre Ohren andächtig auf meinen Empfänger

[...]

meine fünf ungeborenen Töchter rufen mich zweimal  
die Woche über Satellit an fragen sie nach der Lage  
und der prozentualen Niederschlagsdichte meiner Tränen  
sie fragen nach den Adressen von Diktatoren  
dem Generalschlüssel für Gefängnisse und den neusten  
statistischen Erhebungen zur menschlichen Dummheit

[...]

meinen fünf ungeborenen Töchtern die mich eines Tages  
fragen werden was hast du getan als du noch nicht alt aber  
auch nicht mehr jung hast du alberne Gedichte geschrieben

und die Tage am Schreibtisch verwaltet hast du jemals  
an uns gedacht dich anständig geschämt ich werde nicht lügen  
und sie ratlos zurück in den Leib summen der ich war

Schonungslos bis zum Schmerz ist auch ihr Buch *Wir sind golden, wir sind aus Blut. Ein Familienalbum*, das, während es von der Ambivalenz menschlicher Bindungen und Prägungen spricht, auch die fortzeugende Ambivalenz gesellschaftlicher Verbindungen mitmeint – mit all dem im Gepäck, Proviant und Patronen brauchen wir das Pflaster der Kunst, um uns durchzuschlagen. Mit Nancy Hüngers Gedichten in der Gürteltasche kann man sich durchschlagen und ich bin dankbar, dass dieses Geschenk an uns durch einen Preis geehrt wird, der von Alfredo Guzzoni gestiftet wird, der, gemeinsam mit Anke Bennholdt-Thomsen, einen Aufsatz der »wechselweisen Beziehung des Begriffs ›Abgrund« in Hölderlins spätem Fragment *Das Nächste Beste* und dem darauffolgenden Pronomen ›wir« gewidmet hat. »Vom Abgrund nemlich haben / Wir angefangen und gegangen in Zweifel und aergerniß ...« fängt das Hölderlingedicht an und es erweist sich in der von den beiden dargelegten Lesart, wie tief gesellschaftlich-politische Umbrüche mit Persönlichem untrennbar verknüpft zu kühnen Wendungen führen, in denen die Bestürzung über den Weltzustand zu schroffer sprachlicher Schönheit geformt ist – trotz oder wegen der Ausweglosigkeit des Sprechens angesichts des Zweifels über die Möglichkeiten des Verstehens im Kleinen wie im Großen.

Nancy Hüniger lebt jetzt in Hölderlins Stadt und leitet dort das »Studio Literatur und Theater« an der Universität Tübingen, nachdem sie vorher in Schillers Gartenhaus an der Universität von Jena, auch einem wichtigen Hölderlinort, gearbeitet hat – so knüpfen sich zwischen den »Gipfeln der Zeit« die »leichtgebaueten Brücken« und wo hier das Sprechen eines einzelnen Dichter oder einer einzelnen Dichterin abbricht, kann, um ein Turmgedicht Hölderlins abzuwandeln, dort ein anderer oder eine andere es ergänzen.

## NANCY HÜNGER

Werte Gäste,

dass ich vor Ihnen heute sprechen darf, habe ich nicht nur meiner Familie, Freund\*innen, solidarischen Kolleg\*innen und meinem wagemutigen Verleger zu verdanken – die allesamt an mich glaubten, mich unterstützten, wenn mir das Zutrauen fehlte, woran sich bis heute nichts geändert hat, sondern auch historischen Zufällen. Es ist, bei Lichte besehen, ein äußerst unwahrscheinliches Ereignis, das die sogenannte deutsch-deutsche Geschichte arrangierte, weil geschah, was noch im Oktober 1989 kein Mensch für möglich hielt. Ich bin in Ostdeutschland, bin hier in Weimar geboren und in ein Gesamtdeutschland hineingewachsen, die Himmelsrichtungen meinten es gut. Wie unwahrscheinlich meine Reise ist, wurde mir erst spät, wurde mir ausgerechnet in Tübingen bewusst, als ich ein Gedicht von Heinz Czechowski las:

Den Acker, den Goethe durchpflügte,  
Möcht ich nicht betreten, auch dann nicht,  
Wär ich wie Goethe, vielleicht.  
Hölderlin aber,  
Der dem Wahnsinn verfiel,  
Möchte ich sein.  
Ich weiß, Weimar und Tübingen  
Liegen dicht beieinander.  
Aber die Grenze, Freunde, die Grenze,  
Scheidet den Styx vom Olymp.  
In Weimar bin ich gewesen,  
In Tübingen nicht.  
Deshalb, das weiß ich,  
Ist der Olymp mir so fern<sup>1</sup>

Heinz Czechowski (dem der Olymp verwehrt blieb), träumte sich nach Tübingen, das ihm damals durch die deutsche Teilung unerreichbar war, das für mich, für uns nun so selbstverständlich, beinahe traumwandlerisch zu erreichen ist. Erst da begriff ich, erst durch dieses Gedicht wie ungeheuerlich meine Selbstverständlichkeiten sind: Aber die Grenze, Freunde, die Grenze.

Jedoch ist dieses Gedicht weit mehr als ein Ausdruck dichterischer Wahl-Verwandtschaft, es ist zugleich die Absage an Goethes Acker, eine Absage an die Weimarer Klassik und ihrem Maßhalten, ihren ästhetischen Geboten vom Guten, Wahren und Schönen. Insofern ist auch die Grenze, die das Gedicht benennt, nicht allein eine geopolitische. Sie markiert, so Günter Kunert, die alternativen Positionen: des Ruhmes, des Anerkanntseins, der ungehinderten

Mobilität einerseits und andererseits die der tödlichen Verzweigung, der amtlich verordneten Letalität, des Schweigens. Kunert fragt: »Was sind das für Zeiten, Freunde, da allein die Wohnadresse schon das Schicksal bestimmt!?!«<sup>2</sup> Was geht uns das Gedicht noch an, könnten Sie fragen, wo es die Himmelsrichtungen so gut mit uns meinen? Czechowskis Grenze besteht jedoch fort, nennen wir die Grenze getrost eine Mauer, die sich, von wenigen kleinen Schlupflöchern abgesehen, erstaunlicher Beständigkeit erfreut. »Man kann sagen, dass die Bedeutung der Berliner-Mauer missverstanden wurde. Sie markierte kein Ende, sondern eher einen Anfang oder ein Anzeichen, das Signal eines Übergangs: von der Trennung zwischen Ost und West hin zu derjenigen von Nord und Süd. Nach dem Fall der Berliner Mauer begann das neue Jahrtausend als ein Zeitalter der Mauern«, schreibt die Philosophin Donatella Di Cesare.<sup>3</sup> Wir sind inzwischen von Mauern umringt, eingekreist, eingekesselt, 1.000 Kilometer Zaunlandschaft umstacheln die sogenannte Festung Europa. Es darf sehr wohl wieder geschossen werden. Europa versucht sich abzudichten. Die Frage ist nur, wann uns die Luft ausgeht. Das sind die sichtbaren Grenzen und Mauern, ebenso gibt es die unsichtbaren, die sich nach wie vor durch Deutschland ziehen, es sind die Ackerfurchen Goethes, die den Literaturbetrieb zerteilen. Jene Furchen, tiefe Gräben, die separieren, was Literatur oder eben keine sei, was anschlussfähig an den westlichen Kanon ist, an unsere unhinterfragte ästhetische Wertegemeinschaft, oder eben nicht. Was nicht anschlussfähig ist, hat nicht statt oder muss sich in der Nische zurechtfinden, ins Schweigen siedeln.

Erneut wurde in diesem Jahr eine Debatte angestoßen, es ging um die fehlende Repräsentanz etwa (post-)migrantischer oder queerer Perspektiven im Lyrikbetrieb. Max Czollek fragte, »wie es kommt, dass Prozesse der Diversifizierung und Aktualisierung, die das vergangene Jahrzehnt so zentral bei der Öffnung und Weiterentwicklung von Literatur und Theater waren, scheinbar spurlos am Lyrikbetrieb vorbeigegangen sind?«<sup>4</sup> Die Antworten waren so beschämend, wie erhellend. Die Verteidiger\*innen des Betriebs beriefen sich erneut auf den Kanon den Czollek doch gerade infrage stellen wollte. Als Gegenbeweis wurden sie nicht müde, die wenigen Namen jener Dichter\*innen aufzusagen, die als Triumvirat nun die gesamte Diversität des Betriebs bezeugen müssen. Was wird da eigentlich so verbissen verteidigt? Ein Kanon ist kein Gesetzestext, ein Kanon ist historisch gewachsen, von Menschen kuratiert und ebenso fehlbar, und, was noch wichtiger ist, er ist veränderbar. Unser westlicher Kanon hat jahrhundertlang Werke von Frauen verun-

möglichst, ins Schweigen verbannt. Es beginnt schon mit Goethe und Schiller und ihrem Spott auf die schreibenden Fräuleins, wie ich eines bin. Wir verbinden mit hoher Literatur alle möglichen körperlichen Malaisen (von der Impotenz bis zum Prostatitis) alter Männer, aber nicht, wie es ist, ein Kind zur Welt zu bringen. Wer über das Muttersein, wie zum Beispiel Kerstin Preiwuß schreibt, muss eine Menge Mut aufbringen, denn die Zeiten in denen Aspekte weiblichen Lebens mit Hausfrauenliteratur etikettiert und damit literarisch disqualifiziert wurden, sind noch nicht vorbei.

Warum also halten wir daran fest? Weil wir das Wissen so schwer erworben haben, weil es sonst kein Gelände gibt und weil wir ohne Gelände nicht denken können. Es würde bedeuten, dass wir unser Verständnis der schönen, guten und wahren Literatur radikal infrage stellen müssten. Es würde bedeuten Hegemonien fahren zu lassen, Hilflosigkeiten oder Nicht-Wissen einzugestehen. Alles Eigenschaften, die der literarische Betrieb reflexartig abwehrt. Es geht um Deutungshoheiten, Ressourcen und letztlich – wie immer – um Macht, in einem besonders prekären Segment des Betriebs: der Lyrik. Wie elend lange habe ich gebraucht, um zu verstehen, dass mein Verständnis von Literatur einseitig war, weil ich gelernt hatte: Gute Literatur ist alt, weiß, männlich und zu gerne frauenfeindlich. Der Rest ist nicht von Belang. Ich musste verlernen; um die vermeintliche Weltliteratur (die nur einen erschreckend kleinen Teil dieser Welt beleuchtet und zwar unsere) objektiver zu betrachten, um festzustellen, dass die meisten Werke, denen wir das Jöte-Siegel bescheinigen, ätzend misogyn sind und zwar so sehr, dass auch die Spracharbeit nur unzureichend darüber hinwegtäuschen kann. Mit den Wörtern Nadia Brüggers: »In den vornehmlich von [...] Männern geschriebenen Geschichten, mit denen [wir] aufwachsen, markiert Männergewalt gegen Frauen den Eintritt in die Gesellschaft, dient der Selbstkonstitution des männlichen Egos oder gehört ganz einfach zum guten Ton. [...] Ganze Romane handeln davon, wie ein Mann eine Frau stalkt, weibliche Figuren werden häufig über Vergewaltigung oder Tod charakterisiert, und dies geschieht mit einer solchen Beiläufigkeit, dass die Gewalt gegen Frauen und Marginalisierte von Autor und Kritik gar nicht als solche erkannt – oder eben: belächelt, geduldet, befeuert – wird. Die Fixierung auf Literatur von Männern in den Feuilletons, der Wissenschaft und der Kritik versperrt Frauen, nichtbinären und marginalisierten Menschen den Weg, dorthin zu gelangen, wo weiße Männer per Privileg und ohne besondere Leistung immer schon sind.«<sup>5</sup>

Eine geschätzte Kollegin berief sich – ebenfalls debattenfreudig – auf die ästhetische Nomenklatura der westlichen Hemisphäre und machte in ihrem Beitrag überaus deutlich, dass niemensch wegen einer schwierigen Migrations- oder Lebens-Geschichte an einem Schreibinstitut aufgenommen werde, es zählt allein die Qualität des Textes. Dabei sind diese ihre westlichen ästhetischen Qualitätskriterien, die wir so gerne als objektiv erachten, nichts anderes als milieu- bzw. kontextspezifisch. Nur wenige tausend Kilometer nördlich, südlich, östlich oder westlich werden sie erkennbar als das was sie sind: kollektiv subjektiv. »Ich glaube,« so schreibt Dean Ruddock, »die dicksten Mauern in unserer Gesellschaft sind aus Glas. Die tiefsten Gräben zwischen uns sind habituellen Natur.«<sup>6</sup>

Aber die Grenze, Freunde, die Grenze. Die Grenzen unserer Sprache, sie wissen es, sind die Grenzen unserer Welt. Indem wir auch den Literaturbetrieb umzäunen und abriegeln, vergattern wir unsere Sprache, verkleinern systematisch unsere Welt. Dabei haben wir diese Gedichte so nötig, dringlicher denn je. Es sind Gedichte, wie jenes von Heinz Czechowski, die unsere Quasi-Gewissheiten unterlaufen, kleine Erkenntnis-Schocks ermöglichen und unsere alltägliche Sprache, diese super kurze Kommando-Meinungs-Hass- und-Einsatzsprache, entgrenzen.

Wir schauen hier in Thüringen beklommen auf das kommende Jahr, wir fürchten, dass sich die Prognosen erfüllen bzw. zu selbst-erfüllenden Prophezeiungen geraten. Die Grenzen sind verflochten. Wir schließen aus, was wir nicht verstehen. Wir verstehen nicht, so will ich glauben, weil es noch nicht genug Literatur, nicht genug Gedichte oder Sprache gibt, uns den riesigen Rest der Welt zu übersetzen. Was nicht versprachlicht ist, kann nicht verstanden werden, existiert nicht einmal. Weil wir immer nur Weltliteratur, weil wir immer nur uns selbst lesen, weil wir Bestätigung im Lesen suchen, schauen wir beklommen und haben doch nichts gelernt. Die gute Literatur, die sogenannte große deutsche Kultur war schon mehrfach bis zur Unkenntlichkeit in die größten Verbrechen gegen die Menschlichkeit verstrickt, ich höre die Dioskuren aus den Tornistern der Soldaten soufflieren: gut, wahr und schön.

Wir brauchen die Poesie, brauchen eine Poesie, die uns verstehen hilft, was wir nicht wissen können, wir brauchen eine entgrenzte Poesie ohne Zäune oder Mauern. Eine Poesie, die uns beharrlich fragt: Was sind das für Zeiten, Freunde, da allein die Wohnadresse schon das Schicksal bestimmt!?

Insofern danke ich der Jury, danke der Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung aufs Herzlichste für diesen Preis, der Frauen vorbehalten ist, ich danke, für den Mut die Grenzen zu lockern, ich danke als Leserin für die Erweiterung meiner Sprache und insofern meiner Welt. Ich bin stolz, ein mir fremdes Gefühl, ich bin stolz, dieses Privileg mit Aras Ören und Kerstin Becker teilen zu dürfen. Wider die Grenzen. Solange solche Gedichte gelesen und veröffentlicht werden, ist die Welt nicht verloren, Freunde. Goethe pflügt den Acker beharrlich, aber wir treiben Scholle um Scholle nach oben. Wir keimen, verzweigen, mäandern, wir bilden Myzele. Wir lieben Poesie, wir verachten Grenzen, wir sagen nein zum Kanon und bilden einen neuen, einen eigenen: divers, schillernd, blühend. Wir sind solidarisch, wir hören einander, schreiben einander verzweifelt: Was sind das für Zeiten, Freunde, da allein die Wohnadresse schon das Schicksal bestimmt!? Wir erwarten die Antwort in Form eines Gedichts, wir lesen Gedichte, so Max Czollek, damit wir den Verstand nicht verlieren.

Vielen Dank!

- 1 Heinz Czechowski: Goethe und Hölderlin, abgedruckt in: Lesarten. Gedichte der Zeit, hg. v. Günter Kunert. München 1987, S. 44.
- 2 Vgl. Günter Kunert: Aus Weimar nichts Neues, in: Lesarten. Gedichte der Zeit, hg. v. dems. München 1987, S. 45.
- 3 Donatella di Cesare: Philosophie der Migration. Berlin 2021, S. 236.
- 4 Max Czollek: Verschlossenes Land. Gedanken zum gegenwärtigen Lyrikbetrieb (24. März 2023), in: Faust-Kultur [<https://faustkultur.de/literatur-portraits/verschlossenes-land/>; Zugriff: 24.09.2024].
- 5 Nadia Brügger: Feminismen im Netz – und in der Literatur, in: Breiter Kanon [<https://breiterkanon.hypotheses.org/author/nadiabruegger>; Zugriff: 24.09.2024].
- 6 Dean Ruddock: Impuls-Statement zum Panel »Poetische Bildung« auf der Tagung des Netzwerk Lyrik e. V. in Halle am 23. November 2019, in: <https://www.deanruddock.de/impuls-statement-zum-panel-poetische-bildung-auf-der-tagung-des-netzwerk-lyrik-e-v/> (Zugriff: 24.09.2024).

## Quellennachweise

Kerstin Becker: Das gesamte hungrige Dunkel ringsum. edition AZUR, Dresden 2022.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung der edition AZUR sowie der Autorinnen und Autoren.

## Impressum

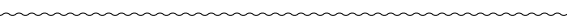
Herausgeber und Redaktion: Deutsche Schillerstiftung von 1859

Erscheinungsjahr: 2024

Erscheinungsort: Weimar

Druck: Buch- und Kunstdruckerei Kessler GmbH Weimar

Typographie: Ricarda Löser, Ph.D. | [www.ricarda-loeser.de](http://www.ricarda-loeser.de)



## Die Deutsche Schillerstiftung von 1859

Gegründet 1859 mit dem Zweck, unverschuldet in Not geratene Schriftsteller und ihre bedürftigen Familien zu unterstützen, sieht die Deutsche Schillerstiftung von 1859 ihre Aufgabe heute in der Förderung und Unterstützung deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die durch ihre künstlerische Leistung hervorgetreten sind. Diese erfolgt durch die Verleihung von Ehrengaben und den unregelmäßig verliehenen »Schiller-Ring«.

## Die Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung

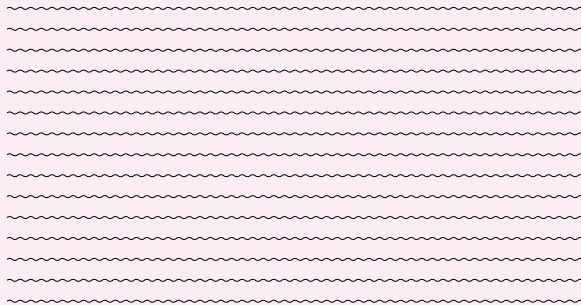
Die Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung wurde im Jahr 2008 von Dr. Alfredo Guzzoni († 2024) unter dem Dach der Deutschen Schillerstiftung ins Leben gerufen. Zweck der Stiftung ist die Förderung von Kunst und Kultur auf dem Gebiet der deutschsprachigen Lyrik. Der Preis zeichnet ausschließlich durch ihre künstlerische Leistung hervorgetretene Lyrikerinnen aus.

---

### Jury

Dr. Daniela Danz  
Dinçer Gücyeter  
Judith Heitkamp  
Hon.-Prof. Dr. Florian Höllerer  
Hubert Spiegel

---



---

Deutsche Schillerstiftung von 1859  
c/o Steuerbüro STB Schiffmann und Tübel GmbH  
Carl-August-Allee 12  
99423 Weimar  
Web: [www.schillerstiftung.de](http://www.schillerstiftung.de)  
E-mail: [info@schillerstiftung.de](mailto:info@schillerstiftung.de)

---

Vorstand  
Dr. Madeleine Brook (Marbach/N.) | Dr. Peter D. Krause (Ettersburg) |  
Carsten Klever (Weimar)

Vorsitzender des Kuratoriums  
Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Karlsruhe)

Sprecher der Jury  
Hubert Spiegel (Frankfurt/M.)

Spendenkonto  
Deutsche Bank  
BIC: DEUTDEBERF  
IBAN: DE25 8207 0024 0292 8646 00

---